

Zeitschrift: Dissonanz
Herausgeber: Schweizerischer Tonkünstlerverein
Band: - (1999)
Heft: 61

Artikel: "...er möchte eben überall in vorderster Linie stehen..." : Schoecks
"Penthesilea" im Urteil seiner Zeitgenossen
Autor: Walton, Chris
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-928001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«...ER MÖCHTE EBEN ÜBERALL IN VORDERSTER LINIE STEHEN...»

VON CHRIS WALTON

Schoecks «Penthesilea» im Urteil seiner Zeitgenossen

Wer sich je mit Leben und Werk von Othmar Schoeck beschäftigt hat, dem wird nicht entgangen sein, dass es bei den vielen erhaltenen Quellen nur wenige kritische Stimmen zu Lebzeiten des Komponisten gegeben hat. Schon vor dem Ersten Weltkrieg waren die Rezensenten über ihn des Lobes voll. Man braucht nur die verschiedenen Jahrgänge der *Schweizerischen Musikzeitung* durchzublättern, um sich ein Bild von der überragenden Stellung zu machen, die Schoeck in der Schweiz genoss. Die unten erwähnte Aufführung von Schoecks *Elegie* im Jahr 1925, zum Beispiel, wurde von Ernst Isler mit Lob überschüttet – das Werk sei «nur mit Schuberts *Winterreise* vergleichbar», schrieb er.¹ Isler war mit solchen Behauptungen keineswegs allein. Nicht einmal der Skandal um Schoecks letzte Oper *Das Schloss Dürande*, der sich vor allem am Libretto des Nazi-Sympathisanten Hermann Burte entzündet hatte, hat zu einer dauerhaften kritischen Auseinandersetzung mit Schoecks Œuvre geführt. Nach der ersten Entrüstung haben die Rezensenten langsam zu ihrer allgemein positiven Einstellung zurückgefunden, wenn auch die früheren Übertreibungen nun fehlten. Als Rolf Urs Ringger 1967 die Spätwerke Schoecks in einem Artikel kritisierte, wurde dies von manchen als eine Art Häresie aufgefasst. Dass kritische Stimmen in gewissen offiziellen Schoeck-Kreisen immer noch unerwünscht sind, haben die Leser dieser Zeitschrift in den vergangenen Jahren hinlänglich feststellen können.

Die hier wiedergegebene Korrespondenz befindet sich im Nachlass des Schweizer Komponisten Hermann von Glenck, der kürzlich der Zentralbibliothek Zürich als Geschenk übergeben wurde. Von Glenck wurde am 5. Januar 1883 in Zürich geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Zürich und erstem Musikunterricht bei Lothar Kempter ging er 1900 nach Berlin, wo er an der Hochschule für Musik bei Robert Kahn studierte. Bald folgten Aufführungen erster Kompositionen, u.a. 1904 unter seiner Leitung in Paris. 1902 ging er als Korrepetitor nach Weimar, dann ein Jahr später als Kapellmeister nach Metz. 1908 dirigierte er die Berliner Philharmoniker in der dortigen Erstaufführung von Ravels *Rapsodie Espagnole*. Ab 1908 war er als Kapellmeister an der Hofoper in Stuttgart unter Max Schillings tätig, bis ihn 1911 eine schwere Krankheit zur Rückkehr in die Schweiz zwang. Zehn Jahre später zog er nach München, arbeitete wieder als Dirigent, aber widmete sich vorwiegend der Komposition. Seine Werke wurden u.a. von Dirigenten wie Hermann Scherchen und Karl Böhm aufgeführt; ver-

schiedene CDs und Neuauflagen seiner Musik werden zur Zeit geplant. Stilistisch gesehen hat er sich, ähnlich wie Schoeck, von der Spätromantik zu einem vorsichtigen Modernismus entwickelt, auch wenn er nicht so weit ging wie Schoeck in seiner *Penthesilea*. Von Glenck ist am 2. März 1952 in Thun gestorben.

Von Glencks Briefpartner ist der 1884 in St. Gallen geborene Karl Heinrich David. David studierte in Köln sowie bei Thuille in München. Er bewarb sich 1917 ohne Erfolg um die Dirigentenstelle beim Orchester des St. Galler Konzertvereins (der erfolgreiche Kandidat war Schoeck), liess sich 1918 in Zürich nieder und war 1928–1941 Redaktor der *Schweizerischen Musikzeitung*. Er starb am 17. Mai 1951 in Nervi und hinterliess ein grosses, vielfältiges kompositorisches Œuvre. Sein Nachlass liegt in der Universitätsbibliothek Basel. Leider befinden sich dort keine Briefe; der einzige erhaltene Brief von Glencks an ihn ist ein Typoskript-Durchschlag, der sich im Nachlass von Glencks befindet.

Hier werden nur diejenigen Stellen im Briefwechsel wiedergegeben, die sich auf Othmar Schoeck beziehen. Die Briefwechsel ist von besonderer Bedeutung, da er die einzige zeitgenössische Quelle darstellt, worin eine seriöse Auseinandersetzung mit der *Penthesilea* bzw. mit Schoecks Annäherung an die Moderne zu finden ist. Der Ton ist manchmal sehr kritisch, bleibt aber im Grunde sachlich und ist keineswegs nur als Ergebnis von professionellem Neid zu verstehen, denn keiner von beiden kann als «Gegner» Schoecks betrachtet werden. David hat als Redaktor der *Schweizerischen Musikzeitung* viel für ihn getan, während sich von Glenck wiederholt als Dirigent für Schoeck eingesetzt hat. Schoeck hat von Glenck offenbar sehr geschätzt, denn er hat ihm sogar die Korrekturfahnen seiner *Mary de Senger* gewidmeten Klavierstücke op. 29 geschenkt.

Das vielleicht Bemerkenswerteste an diesem Briefwechsel ist die grundsätzlich negative Einstellung der beiden zu Schoecks modernistischen Tendenzen. Heute schätzen wir Schoecks Musik der 1920er Jahre (*Gaselen*, *Penthesilea* u. a.) bedeutend höher ein, als dies seine Kollegen damals taten – allerdings hat sich David noch durchgerungen, nach der Zürcher Erstaufführung die *Penthesilea* als «Krone des Schoeckschen Schaffens» zu bezeichnen.² Das Bild von Schoeck als Gegner der Moderne, das in den meisten Quellen überliefert wird und inzwischen weitgehend widerlegt wurde,³ wird hier nochmals relativiert. Wenn David von ihm schreibt, «Der gute Junge macht darin etwas in Modernis-

1. *Schweizerische Musikzeitung* (Jg. 65, Nr. 15), S. 204.

2. *Schweizerische Musikzeitung* (Jg. 68, Nr. 16), S. 217.

3. Siehe meine Schoeck-Biographie, 1994 bei Atlantis (Mainz/Zürich) erschienen.

mus ... er möchte eben überall in vorderster Linie stehen», so zeigt sich hier Schoeck von seiner «avantgardistischen» Seite, die in den sonst zugänglichen Quellen kaum zur Geltung kommt. Leider sind ab Mitte der 1930er Jahre keine Briefe zwischen den beiden mehr erhalten, so dass keine Auseinandersetzung der beiden zur *Schloss Dürande*-Affäre bzw. zu Schoecks Spätwerk existiert. Dennoch kann die erhaltene Korrespondenz als eine der faszinierendsten biographischen Quellen gelten, die in den vergangenen Jahren zu Leben und Werk von Schoeck ans Licht gekommen sind.

Im folgenden Abdruck sind alle Werktitel kursiv gesetzt, in Sachen Interpunktion und Orthographie ist nichts geändert worden.

Karl Heinrich David an Hermann von Glenck

Handschriftlicher Brief. Signatur: Mus NL 53: C 31

Hirslanderstr. 47, 27.II.24

[David schreibt von einem Privatkonzert vom 23. Februar 1924 bei Werner Reinhart in Winterthur, wo seine *Suite für Blasquintett* aufgeführt und Schoecks *Gaselen* uraufgeführt wurden.]

Die *Gaselen* von Schoeck (Ur-Auff.) enttäuschten etwas. Der gute Junge macht darin etwas in Modernismus, was ihm weder liegt, noch was er kann. Schade, dass ihn seine Eitelkeit zu solchen Conzessionen verführt, er möchte eben überall in vorderster Linie stehen. Seine letztjährigen Erfolge⁴ haben ihn etwas verwöhnt & er spielt allzusehr den Herrgott, stösst dabei manche gute Freunde vor den Kopf. Er überschätzt seine Bedeutung, denn Herrgott in Zürich ist noch gar nichts, & ich fürchte, wenn er so weiter macht, verwildert er ganz, wird auch seine Anhängerschaft hier schliesslich sogar befremden & manchen verlieren. Davon kann ich aber brieflich nicht alles sagen, es würde zu weit führen, der Zürcher Sumpfblassenklatsch erledigt sich besser mündlich. In Winterthur wird natürlich hauptsächlich durch Werner Reinhart sehr viel getan – schade, dass es eben in Winterthur ist, und nicht in Zürich.

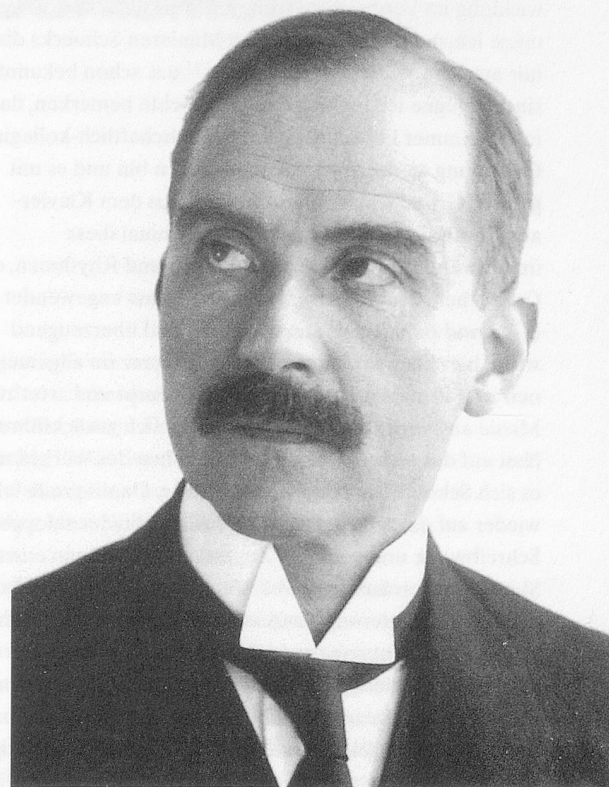
Karl Heinrich David an Hermann von Glenck

Handschriftlicher Brief. Signatur: Mus NL 53: C 27

Zürich, Möhrlistrasse 63, 15.V.25

[David erwähnt zunächst von Glencks Vorhaben, ans Tonkünstlerfest nach Bern zu reisen]

...Letztthin wurde hier die *Elegie* von Schoeck aufgeführt.⁵ Es war schrecklich. Der ganze Saal voll hysterischer Dilettanten, insbesondere Weiber, welche die Thränenrüden melkten. Zu meinem grössten innern und äussern Bedauern, war ich aber sehr enttäuscht von dem Werk. Ich kann bei dieser kritiklosen Überschätzung & Verhimmelung leider nicht mehr mitmachen. Auch als Mensch versimpelt Schoeck immer mehr. Wochenlang verbringt er Nachmittag & abend und Nacht im Wirtshaus, den Vormittag im Bett. Schulthess⁶ zeigt sich auch ganz matt und ist, wenn es so weiter geht, bald nichts mehr anderes, als der Impresario seiner Frau und das getreue und ergebene Echo von Schoeck. Das Schimpfen über Andreae⁷ von dieser Seite hat auch bald keine Berechtigung mehr, denn jener arbeitet doch wenigstens etwas. Wenn Du Dich also in dieses Schweizer musikalische Brackgewässer, diesen stagnierenden elegischen Sumpf, in diesen von Bergen wundervoll umgebenen Selbstverhimmelungs und gegenseitigen Beweihräucherungs Nachttopf begeben willst, so zeigst Du Mut.



Hermann
von Glenck

Karl Heinrich David an Hermann von Glenck

Handschriftlicher Brief. Signatur: Mus NL 53: C 22

Zollikon, 30.VI.28

[David erzählt zunächst von Ferien in Südfrankreich]

...Kaum zurückgekehrt, entstand hier die *Penthesilea*⁸ und ich hörte gleich zwei Aufführungen hintereinander. Man tat hier das Mögliche, ohne Vollkommenheit zu erreichen. Der Eindruck ist zwiespältig, neben vielem Packendem und Rührenden, neben imposanter Wirkung geschlossenen Könnens, auch vieles Gewaltsame und Abstossende. Meine Frau verreiste nachher für vier Wochen nach Badenweiler, wo sie sich herrlich wohl fühlte und ich genoss hier das Abflauen der Saison. Nebenbei schrieb ich noch etwa 40 Partiturseiten zu *Traumwandel*⁹ neu.

Hermann von Glenck an Karl Heinrich David

Durchschlag eines Typoskripts. Signatur: Mus NL 53: C 21

Grosstr. 17, Gräfelfing, 3. Juli 1928

[...] Bei den immerhin beschränkten Mitteln erscheint mir eine *Penthesilea*-Aufführung in Zürich als sehr gewagt. Ich urteile vielleicht etwas zu streng wenn ich gestehe, dass ich mich über die saloppe Schreibweise, nicht bezüglich der Komposition sondern der Notierung, geärgert habe. So etwas lasse ich mir in einer ersten Skizze gefallen, aber nicht in einem fertig gedruckt daliegenden Werk. Auch in praktischer Hinsicht wird durch solche Schreibweise die Aufführungsmöglichkeit enorm erschwert und dies ist doch ein künstlerisch-technisches Manco. Ausserdem stösst mich eine solch saloppe Art wegen ihrer Undiszipliniertheit ab, die noch lange kein Beweis von Erfindung oder Genialität ist. Es mag sein, dass der Grund in der erstaunlichen und bedauerlichen Verwilderung Schoecks liegt und er meint vielleicht, diese «Pedanterie der Unregelmässigkeit» aus dem Stoff ableiten und rechtfertigen zu müssen. Es mag auch sein, dass mein vielleicht allzu ordnungsliebender Geist etwas zu eng-kritisch verfährt. Aber

4. David meint vermutlich die Uraufführungen der *Elegie* op. 36 vom 19. März 1923 und des zweiten Streichquartetts op. 37 vom 29. November 1923.

5. Am 4. Mai 1925 im kleinen Tonhallsaal in Zürich.

6. Walter Schulthess (1894–1971), Komponist und Pianist. Gründete 1928 die Konzertgesellschaft AG in Zürich, dann 1941, mit seiner Frau Stefi Geyer zusammen, das Collegium Musicum Zürich.

7. Volkmar Andreae (1879–1962), Komponist und Dirigent. Von 1906–1949 Dirigent des Zürcher Tonhalle-Orchesters.

8. Die Uraufführung der revidierten Fassung der *Penthesilea* fand am 15. Mai 1928 im Stadttheater Zürich statt.

9. *Traumwandel*, Oper in 2 Akten von K. H. David nach der Novelle *Das Lied der triumphierenden Liebe* von Turgenjew. Am 29. Januar 1928 im Zürcher Stadttheater uraufgeführt. Siehe die Besprechung von Willi Schuh in *Schweizerische Musikzeitung* (Jg. 68, Nr. 5), S. 55–56.

ich sehe die Notwendigkeit nicht ein. Eine eigentliche Entwicklung im Vergleich zu früheren Werken Schoecks vermis-
 se ich, denn die Rezepte und Manieren Schoecks die
 mir aus dem *Wandbild*¹⁰ der *Venus*¹¹ u.a. schon bekannt
 sind, begegne ich hier wieder. Ich möchte bemerken, dass
 ich wie immer bei Schoeck mit freundschaftlich-kollegialer
 Gesinnung an das Werk herangegangen bin und es mit
 grosser Gründlichkeit allerdings nur aus dem Klavier-
 auszug studierte. Aber bedenke nur einmal diese
 immerwährend synkopierten Einsätze und Rhythmen, ein
 Geschehen, das stellenweise und mit Mass angewendet
 (*Gott und Bajadere*)¹² ausgezeichnet und überzeugend
 wirkt, hier aber wird es durchweg und ganz im allgemei-
 nen zum Prinzip erhoben, wird zum Rezept und artet zur
 Manie aus, wird allzu subjektiv, weil es sich zurückführen
 lässt auf das erste skizzenhafte Entstehen des Werkes, als
 es sich Schoeck am Klavier vorsummt. Damit greife ich
 wieder auf das anfangs Gesagte zurück von der saloppen
 Schreibweise und von dem Zugeständnis, das man einer
 Skizze machen kann, die aber dann nach meiner Meinung
 noch einen Läuterungsprozess durchzumachen hat, den
 ich bei dem sonst so respektablen Werk vermis-
 se. Eine solche Entwicklung, resp. Nicht-Entwicklung berührt mich
 schmerzlich, halte ich ihr Schoecks grosses Talent gegen-
 über. Wie schon gesagt erklärt sich alles aus der undiszipli-
 nierten, verwilderten Art Schoecks, die er mit eitlem
 Eigensinn betont. Was wirst Du, der Du allzu gerne die
 Fahne der Toleranz über Schoeck schwingst, zu solchen
 Auslassungen sagen?!

Sehr interessiert hat mich, dass Du Erweiterungen und
 Verdichtungen in *Traumwandel* vorgenommen hast. So
 etwas ist nachträglich nicht leicht, aber es zeigt zugleich,
 wie sehr Dir das Werk ans Herz gewachsen ist. Die letzte
 Erinnerung für mich knüpft sich an die endlose und doch
 ziemlich unfruchtbare Debatte über das Werk bei
 Schoeck, wo ich stillschweigender Ohrenzeuge war und
 die mir keinen angenehmen Eindruck hinterliess. Ich kann
 mich des Gefühls nicht erwehren, als ob Schoeck solche
 Debatten führt weniger um des jeweils behandelten
 Werkes willen, als um sich selber über die gerade schwe-
 benden ästhetisch – oder dramatisch-künstlerischen
 Fragen klar zu werden. Es ist dies die laute nach aussen
 gerichtete Form, die hier sein Minderwertigkeitskomplex
 annimmt (wenn Dir diese analytische Erklärung etwas zu
 sagen vermag). Er redet, um die Stimme seines Unter-
 bewusstseins zu übertönen, also eigentlich vollkommen
 substanzlose Ergüsse. Da ich keinerlei oratorische Gabe
 besitze, erstarre ich dann immer in Schweigen...

Karl Heinrich David an Hermann von Glenck

Handschriftlicher Brief. Signatur: Mus NL 53: C 20
 Zollikon, 5. VII.28

...Dein Brief enthielt ja Einiges Problematische, Deine
 Einstellung zu Schoeck und seinem Werk muss mich aller-
 dings zum Widerspruch reizen. Der Mensch ist einerseits
 doch viel elementarer, als Du glaubst, Du siehst ihn durch
 einen Schleier, auf der andern Seite ein viel zu gereifter
 und erfahrener Praktiker auf kompositorischem Gebiet,
 um nicht genau zu wissen, was er will, und auch im Stande
 ist, das Gewollte zu erreichen. Die starken Gemüts-
 depressionen, die Unfähigkeit zur praktischen Gestaltung
 vieles Ausserlichen im Leben haben wohl zu Verwirrungen
 allerart geführt – zeitweise wenigstens – aber ihn
 doch nicht daran verhindert, seine Partituren recht gut
 zu schreiben. Nein, da siehst du schief, du siehst die



Karl Heinrich
David

«Weste – nicht das Herz» wie Busch sagt, die Weste mag
 zerrissen sein, das Herz aber noch nicht, das hält viel aus,
 bei einem so robusten Kerl. Augenblicklich ist die Lage
 auch wieder besser, die *Penthesilea*-Erfolge hier, dann der
 Ehrendoktor, den ihm die Universität Zürich kürzlich
 verliehen hat,¹³ wirken belebend. Im Schaffen wird er sich
 wieder finden. Auch die Unterhaltung seinerzeit, bei der
 Du – wie mir seinerzeit tatsächlich auch aufgefallen ist – in
 «eisiges Schweigen» erstarrtest, deutest Du ganz falsch.
 Schoeck ist viel naiver, als Du meinst, er wollte mir wirk-
 lich Beobachtungen und Erfahrungen seiner Art mitteilen.
 So substanzlos war seine Rede absolut nicht – mir war sie
 nur gar nicht neu – ich komme viel zu oft mit ihm zusam-
 men und kenne alle seine Gedankengänge. Auch ist es
 ganz verfehlt, die konsequente Ausbildung seines harmo-
 nischen Stils als Manier zu bezeichnen. Nun, ich habe
 Dich stark im Verdacht, als alten Schalk, mir das alles
 nur geschrieben zu haben, um mich zum Widerspruch zu
 reizen. Tatsächlich fange ich beinahe an, bei der grössten
 Sommerhitze noch eine Abhandlung über Schoeck zu
 schreiben. Ich glaube, es wird klüger sein, im August dann
 Deine Birchermus-Zeit¹⁴ mit solch nahrhaften Diskussio-
 nen zu würzen...

10. *Das Wandbild*,
 op. 28 (1918), eine
 Szene und eine Pan-
 tomime zu einem Li-
 bretto von Ferruccio
 Busoni, 1921 in Halle
 uraufgeführt.

11. *Venus*, op. 32
 (1919–1921), eine
 Oper in drei Akten zu
 einem Libretto von
 Armin Rüeger, 1922 in
 Zürich uraufgeführt.

12. Schoeck vertonte
 1921 Goethes Ballade
*Der Gott und die Bja-
 dere* für Gesang und
 Klavier als sein op. 34.
 Karl Heinrich David
 machte davon eine
 Fassung für Sing-
 stimme und Orchester.

13. Am 30. Juni 1928.

14. Von Glenck plante
 einen Klinikaufenthalt
 in Zürich.